









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 46.

Elbing, den 23. Februar.

1893.

## Der Schuldige.

Erzähl-Novelle von W. Roberts.

2)

Nachdruck verboten.

„Das wünsche ich von Herzen, Curt, denn Du solltest doch nun über die leichtsinnigen Jahre hinaus sein, und nur noch an ein solches Schaffen denken. Deine Berufsgenossen sagen auch alle, daß Du entschieden Talent als Landschaftsmaler und auch als Porträtmaler hättest, aber wie wenig hast Du bisher geleistet.“

„Habe nur noch ein halbes Jahr Geduld mit mir, Onkel, dann wirst Du sehen, daß das Geld, welches Du auch noch an mich gewandt hast, nicht zum Fenster hinausgeworfen wurde.“

„Nun, wie viel Geld willst Du noch geben,“ fragte Homberg unmutig.

„Zehntausend Mark“, stieß der Maler hastig und mit lauernder Geberde hervor.

„Zehntausend Mark?“ rief Homberg und wich erschrocken zurück.

„Zehntausend Mark willst Du schon wieder haben! Curt, bist Du toll geworden! Du verlangst von mir heute schon wieder zehntausend Mark, nachdem ich Dir vorige Woche die gleiche Summe gegeben habe. Das ist eine Unmöglichkeit, daß Du solche Summen zu Deiner vollständigen Ausbildung, zu Deinen Studien und zur Bezahlung laufender Ausgaben bedarfst. Curt, Du spielst Hazard oder treibst sonst schlimme Dinge, und dazu habe ich kein Geld für Dich. Heute bekommst Du auch entschieden kein Geld von mir. Erst muß ich wissen, wie es wirklich mit Dir steht, und das werde ich von Deinen Gläubigern zu erfahren wissen.“

„O, liebster Onkel, gib mir diese Summe nur noch einmal,“ bat Curt.

„Da müßte ich ein schlechter Rechner und noch ein schlechterer Onkel sein,“ gab Homberg salt zurück. „Du kennst meine Güte, Curt, denn seit dem Tode Deiner Eltern habe ich Dich unterstützt und Du bist noch nicht von mir abgewiesen worden, aber jetzt bekommst Du keinen Pfennig, und wenn Du mein leiblicher Sohn wärest, so würdest Du auch nichts bekommen, denn ich habe Dich in dem Verdachte, daß Du seit Monaten schon meine Güte mißbraucht hast. Wo sind die

zehntausend Mark hin, die ich Dir vorige Woche gab?“

Curt wollte antworten, aber es war ihm, als bräcste er kein Wort aus der Kehle und er schwieg mit verlegener Geberde.

„Du kannst oder willst mir also keine Rechenschaft geben,“ fuhr Homberg erzürnt fort. „Nun, so bleibt es eben erst recht bei meinem Entschlusse, daß ich Dir jetzt kein Geld gebe. Ich will morgen oder die kommenden Tage Deine Angelegenheiten untersuchen, und was ich dann für meine Pflicht halte zu thun, das wird sich finden. Gute Nacht für heute.“

Homberg zog sich nach diesen heftigen Worten aus dem Salon in sein Schlafzimmer zurück, und ließ seinen verblüfften Neffen stehen.

Bald erschien der Diener des Commerzienraths und sagte, mit einem Lichte in der Hand:

„Ich stehe zu Diensten, Herr Matthey, falls ich Ihnen die Hausthür öffnen soll.“

„Ich komme gleich,“ erwiderte der Maler wie im Traume und schritt hinter dem vorausgehenden Diener her.

Bald war die Hausthüre geöffnet und wieder geschlossen und Curt Matthey befand sich auf der Straße.

„Man möchte rasend werden,“ entsetzte er vor Wuth und blieb noch eine Weile vor Hombergs Hause stehen. „Dieser Mensch könnte mir helfen und thut es nicht, obwohl er mein leibhaftiger Onkel und ein reicher Mann ohne direkte Leibeserben ist. Mir scheint, als hätte ich heute eine rechte Dummheit begangen, als ich ihm erklärte, daß er die Baronesse in meinem Atelier nicht werde sehen können, denn es ist wahrscheinlich, daß er die Dame noch ebenso liebt als vor zehn oder elf Jahren, als sie sein unerreichbares Ideal war. O, könnte ich doch nur noch einmal in die Wohnung zurück und ihm sagen, daß er die Baronesse bei mir sehen kann. Aber er ist offenbar bereits zu Bett gegangen, und er ist auch jetzt viel zu mißtrauisch, um mir auf eine solche Zusicherung hin, das Geld zu geben. Und ich muß aber doch das Geld haben, sonst bin ich entehrt und unglücklich.“

Wie gebannt stand der junge Mann noch eine ganze Weile vor dem Hause des Onkels und verschwand dann endlich im Dunkel der Nacht.

\* \* \*

Wie ein Lauffeuer flog am anderen Vormittage die Nachricht durch die Stadt, daß im Hause des Commerzienraths Homberg ein schwerer Raubmord begangen worden sei.

„Unglaublich! Unglaublich!“ riefen sich alle Leute zu, welche die Schreckenskunde vernahmen. „Der Commerzienrath mit sammt seinem Diener wurde ermordet und eine hohe Geldsumme geraubt.“

Viele Menschen liefen nach dem Hause, in welchem das Verbrechen stattgefunden hatte. Vier Polizisten sperrten den Zugang zu dem Hause schon im weiten Umkreise ab und zwei Polizisten standen in der Hausthür.

Jetzt fuhr ein verschlossener Wagen rasch vor das Haus und der Staatsanwalt, der Gerichtsarzt und ein Criminalinspektor stiegen aus und gingen rasch in das Haus. Schon auf der Treppe wandten die drei Beamten ihre Augen scharf prüfend nach allen Richtungen und betraten dann die Stätte des Verbrechens.

Homberg, der edle, gute Mann lag halb angekleidet und leblos in einer Blutlache in seinem Wohnzimmer. Schnell beugte sich der Gerichtsarzt über Homberg und prüfte die Wunde.

„Es ist ein Stich in die rechte Brust und nicht absolut tödtlich!“ rief der Arzt. „Wenn keine weiteren Verletzungen vorhanden sind, könnte der Commerzienrath vielleicht noch gerettet werden.“

Nach wurde Homberg ein Nothverband angelegt und der schwer Verletzte auf ein Bett gelegt.

„Und nun zum Diener,“ rief der Staatsanwalt.

Den Diener fand man wie todt im Bette seines Zimmers liegend, aber es war keine Wunde an ihm sichtbar. Eilig prüfte der Arzt den leblos daliegenden Körper des Dieners.

„Der Diener ist sehr stark durch Chloroform betäubt und unter Umständen auch zu retten,“ rief der kluge Gerichtsarzt. Er riß dann die Fenster des Zimmers auf, daß frische Luft hineinströmen konnte und begann Wiederbelebungsversuche mit dem Betäubten anzustellen. Gleichzeitig rief er einem zweiten inzwischen noch herbeigekommenen Arzte zu, sich des schwer verwundeten Commerzienraths anzunehmen.

Homberg schlug wirklich nach einer Weile die Augen auf, blickte aber wie irrsinnig um sich und war noch so schwach, daß er kein Wort reden konnte.

„Dieser Zustand tritt nach schweren Ohnmachten immer ein“, tröstete der Arzt den Staatsanwalt, „und wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, den Herren Commerzienrath zu retten.“

Man flößte dem Verwundeten wiederholt stärkenden Wein ein und nach einiger Zeit wurde sein Befinden ein besseres.

Auch der betäubte Diener athmete wieder

leise, lag aber immer noch wie todt auf seinem Bette.

Der Staatsanwalt und der Criminalinspektor hatten inzwischen noch das Verbrechen des Raubes und Diebstahls im Hause des Commerzienraths festgestellt.

Der Geldschrank desselben war durch geschickte Hände, vielleicht gar mit dem Homberg entwendeten Schlüssel geöffnet und eines großen Theiles seines Inhalts beraubt worden. Sonst hatten die Räuber andere Werthgegenstände, wie Uhren und Juwelen, unberührt gelassen.

„Es sieht aus, als wenn keine Professionsdiebe die Unthat begangen hätten,“ flüsterte der Criminalinspektor leise dem Staatsanwalte zu, „denn es macht fast den Eindruck, als ob eine mit den Vorkatäten sehr gut vertraute Person die That vollbrachte.“

„Dies ist auch meine Ansicht,“ bemerkte der Staatsanwalt, „und wir werden auf alle Personen, welche in Hombergs Hause verkehrten, ein scharfes Auge haben müssen.“

„Diese Maßregel würde nach meiner Ansicht allerdings viel zu weit gehen,“ entgegnete der Criminalinspektor, „denn im Hause des unglücklichen Commerzienrathes verkehrten viele Personen aus den besten Ständen, Banquiers, Offiziere, Großkaufleute, Beamte, Künstler und Hoffhauspieler. Gegen solche Männer, welche zudem Hombergs edle Freundschaft genossen, kann man doch keinen Verdacht haben. Außerdem ist es für uns Criminalbeamte furchtbar peinlich, solche Leute, von denen höchst wahrscheinlich alle unschuldig an dem Morde sind, einer Beobachtung zu unterziehen.“

„Nun, auf dem Gebiete der Verbrechen kommen zuweilen die unglaublichsten Dinge vor, Herr Inspector,“ antwortete der Staatsanwalt, „und es ist unsere Pflicht, alle Möglichkeiten in Berechnung zu ziehen, zumal wir hier an der Stätte des Verbrechens nicht den geringsten Anhalt für die Entdeckung des Missethäters bis jetzt fanden.“

„Ich werde meine Pflicht thun, Herr Staatsanwalt,“ erwiderte der Criminalinspektor dienstfertig, „und auch meine Gehülfen entsprechend instruiren. Ich vermute, daß eine lächerliche untergeordnete Person, welche vielleicht mit Hombergs Diener befreundet war und deshalb oft hier ins Haus kam, den Raubmord begangen hat. Gekümmert hat Herr Homberg, wie ich bereits erfuhr, seinen Geburtstag gefeiert, und da war wahrscheinlich eine günstige Gelegenheit vorhanden, daß sich der Verbrecher in das Haus einschleichen und bis zur Ausführung des Verbrechens verbergen konnte.“

„Demnach erscheint es wichtig, den Diener Hombergs, sobald sein Zustand es erlaubt, in dieser Angelegenheit zu vernehmen“, bemerkte der Staatsanwalt.

In diesem Augenblicke stürzte mit entsetzlichen verstärktem Aussehen Hombergs Wesse, der

Maler Matthey, in das Zimmer und rief mit angstvoller Stimme:

„Mein guter Onkel, der Commerzienrath Homberg ist ermordet! Ist diese Schreckens-  
kunde wahr, meine Herren?“

„Ein Raubmord ist hier verübt worden, mein Herr“, erwiderte der Staatsanwalt, „aber der Arzt hat Hoffnung, den Herrn Commerzienrath, der schwer verwundet ist und noch ohnmächtig im Nebenzimmer liegt, zu retten.“

„Am Gotteswillen, ich muß zu ihm, ich bin sein Neffe.“ stieß der junge Mann hervor und lief nach der Thür des Nebenzimmers, in welchem Homberg lag. Aber in demselben Augenblick, wo Matthey stürmlich den Fuß über die Thürschwelle setzte, trat ihm einer der Aerzte entgegen und sagte in abweisender Tone:

„Der Herr Commerzienrath, welcher durch den Blutverlust ungemein geschwächt ist, braucht jetzt unbedingt Ruhe. Sie können ihn deshalb heute unter keinen Umständen sprechen, mein Herr.“

„Glauben Sie, daß sein Leben erhalten wird?“ frug Matthey ganz aufgeregt.

„Wir hoffen es,“ erwiderte der Arzt, „denn die Wunde ist nicht gerade lebensgefährlich, nur dürfen keine schlimmeren Umstände im Befinden des Verwundeten hinzutreten.“

„Sie sind ein Neffe des Herrn Commerzienraths Homberg?“ frug jetzt der Staatsanwalt den über alle Maßen aufgeregten jungen Mann.

„Ja, das bin ich,“ antwortete dieser, „mein Name ist Curt Matthey, meine Mutter war die Schwester des Herrn Commerzienraths.“

„Verkehrten Sie öfters hier im Hause Ihres Onkels, Herr Matthey?“ forschte der Staatsanwalt weiter.

„Aberdings, ich kam fast täglich hier her und bin erst gestern Abend in Gesellschaft mehrerer Herren zum Geburtstag meines Onkels hier gewesen.“

„Wann verließen die Herren wohl das Haus?“

„Es mochte gegen Mitternacht sein.“

„Wissen Sie vielleicht, welcher von den Herren zuletzt das Haus verließ?“ frug der Staatsanwalt immer weiter.

„Der letzte der Gäste, die das Haus verließen, war ich,“ erwiderte der junge Mann in verlegenem Tone.

„Wie viel später als die übrigen Gäste verließen Sie den Herrn Commerzienrath?“

„Wohl eine halbe Stunde später.“

„Warum geschah das?“

„Weil ich mit meinem Onkel noch eine Unterredung hatte.“

„War die Unterredung sehr wichtig?“

„Zunächst, sie war sehr wichtig, sonst hätte sie nicht nach zwölf Uhr stattgefunden.“

„Ich bin der mit der Untersuchung dieses Raubmordes betraute Staatsanwalt und frage Sie als Beamter, Herr Matthey. Wollen Sie mir daher vielleicht den Inhalt der Unterredung

anvertrauen, die Sie in der verhängnißvollen Nacht mit Ihrem Onkel hatten.“

„Nein, das kann ich nicht,“ entgegnete der Maler, energisch abwehrend, „denn es handelte sich um eine sehr discrete Angelegenheit.“

„Nun, ich will Sie jetzt zu keiner Ihnen peinlichen Aussage zwingen, Herr Matthey,“ bemerkte der Staatsanwalt und suchte mit scharfen Forscherblicken in dem Antlitze des jungen Mannes zu lesen, „aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie in der Angelegenheit noch einmal vernommen werden und dann bitte ich mir die volle Wahrheit aus!“

„Wenn ich vor Gericht die ganze Wahrheit über jene Unterredung sagen muß, so werde ich sie sagen,“ antwortete der Maler und eine dunkle Röthe schoß ihm ins Gesicht.

„Haben Sie irgend einen Verdacht, Herr Matthey, wer den Raubmord begangen haben könnte,“ frug diesen jetzt der Criminalinspector.

„Nein, durchaus keinen. Wie sollte ich einen Menschen kennen, der einen so edeln Mann, wie meinen Onkel beraubt und ermordet hat.“

„Haben Sie, als Sie letzte Nacht dieses Haus verließen, auch gar nicht Verdächtiges bemerkt, Herr Matthey,“ forschte nochmals der Criminalinspector.

„Etwas direct Verdächtiges habe ich nicht bemerkt,“ entgegnete dieser, „aber mir war es, als ich das Haus verließ, und der Diener die Thüre hinter mir schloß, als wenn hinter dem Diener eine dunkle Gestalt hinhuschte.“

„Wie meinen Sie das, Herr Matthey? Bemerkten Sie diese dunkle Gestalt im Hausflur oder vor dem Hause?“

„Im Hausflur hinter dem mir die Thüre öffnenden Diener, dem ich mich bei dem Herausstreten noch einmal zuwandte.“

„Der Diener hatte aber doch jedenfalls ein Licht in der Hand und bei dem Scheine dieses Lichtes können Sie doch allein die dunkle Gestalt gesehen haben. Fiel Ihnen diese Beobachtung nicht auf, Herr Matthey?“

„Sie fiel mir gar nicht auf, denn ich hielt die Gestalt für meinen oder für des Dieners Schatten, da mir der Gedanke gar nicht kommen konnte, daß sich Jemand im Hausflur meines Onkels verborgen halten sollte. Erst als ich heute Morgen die schreckliche Kunde von dem Raubmord hörte, fiel mir meine gestrige Beobachtung wieder ein, und ich halte es jetzt für möglich, daß das, was ich letzte Nacht bei dem Verlassen des Hauses sah, kein Schatten, sondern eine wirkliche Gestalt und dann wahrscheinlich diejenige des Raubmörders war.“

„Sie werden in dieser Angelegenheit, wie schon der Herr Staatsanwalt bemerkte, wahrscheinlich noch weiter vernommen werden, Herr Matthey. Jetzt möchte ich mir nur noch Ihre Wohnung aufschreiben.“

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

### — In 73 Tagen um die Welt.

Als Jules Verne im Jahre 1872 seine „Reise um die Welt in 80 Tagen“ veröffentlichte, ahnte er wohl nicht, wie bald die phantastischen Gebilde seines hochfliegenden Geistes von der Wirklichkeit eingeholt und noch überboten werden würden. Heute giebt die Canadian Pacific Railway Company in Gemeinschaft mit den englischen Dampferlinien des nordatlantischen Ozeans und der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company zum Preise von 125 Pfund Sterling (2500 Mark) Hundsfahrtarten aus, auf Grund deren man die Reise um die Erde ohne Unterbrechung in einem Zeitraum von 73 Tagen zurücklegen kann. Durch Benützung einiger den Seeweg abkürzenden Eisenbahnstrecken läßt sich diese Zeit auf 64 Tage herabdrücken; allerdings wird dann die Weltreise mehr zur Weltreise gestempelt, bei welcher ein beschauliches Genießen der in wilder Hast sich überstürzenden Reiseumdrücke unmöglich ist. Im „Prometheus“ wird der Weg, den man bei diesem „Rennen“ zu durchreiten hat, in anschaulicher Weise beschrieben. Von Liverpool trägt uns ein Dampfer der nach Kanada fahrenden Allan-Linie über die 2661 Seemeilen lauge Entfernung bis Quebec in etwa 7 $\frac{1}{2}$  Tagen. Nach Zurücklegung weiterer 140 Seemeilen ist der Hafen von Montreal erreicht; von hier beginnt die Eisenbahnfahrt. Bald sind wir in Ottawa, der Hauptstadt von Kanada, und weiter geht es durch Länder, welche erst durch die Pacific-Bahn erschlossen wurden, nach Port Arthur am Oberen See und nach Winnipeg, der jetzigen Hauptstadt von Manitoba. 1871 stand an dieser Stelle, die jetzt bereits 30,000 Einwohner beherbergt, das Fort Garry mit 100 Mann Besatzung. Nun sind wir schon 1424 Meilen von Montreal entfernt; es ist der dritte Tag im Eisenbahnwagen, der natürlich mit allen Bequemlichkeiten für eine so lange Fahrt ausgestattet ist. An zwei noch im Kindesalter stehenden Städten, Regina und Calgary, eilt man vorbei und sieht bei klarem Wetter hier zum ersten Male von Weitem das Felsengebirge — plötzlich erscheint es bei der Station Kananastis dicht vor uns wie ein unüberschreitbarer Wall. Die Eisenbahn kreuzt einen Fluß kurz oberhalb der Kananastis-Wasserfälle, deren Donner wir im Vorbeifahren hören. Fast senkrecht erheben sich die riesigen Feldmassen; eine Krümmung der Bahn führt uns zwischen zwei gerade aufsteigende Wände von schwin-

delnder Höhe — wir befinden uns in der Spalte, die das Gebirge für die Bahn zugänglich macht. Zu Stephen, einige 70 Meilen weiter, ist der höchste Punkt mit 5296 Fuß erklommen. Rasch bergab geht der Zug und am sechsten Tage erreicht man bei Vancouver den Stillen Ozean. Hier wartet schon eine von den großen „Kaiserinnen“ von China, Japan und Indien auf uns. Es sind drei große aus Stahl gebaute Schwesterschiffe mit 17 $\frac{1}{2}$  Seemeilen Geschwindigkeit und 7500 To. Gehalt. Auf diesen durchreißt man die „kleine“ Strecke von 4283 Seemeilen zwischen Vancouver und Yokohama in etwa zehn Tagen. Von Japan geht die Weltreise weiter nach Shanghai und Hongkong. Hier verlassen wir den Dampfer der Kanadian-Pacific-Gesellschaft und besteigen den schon zur Abfahrt nach Europa bereit liegenden Dampfer der Peninsular and Oriental-Linie, der uns in fünf Tagen nach Singapore bringt. Weiter geht es über Penang und Colombo nach Aden, durchs Rothe Meer nach dem Suezkanal und schließlich durch das Mittelmeer und den Golf von Biscaya nach England zurück. Nur dreimal brauchten wir während der ganzen Rundreise umzusteigen; bequemer kann man es wohl nicht haben. Dazu keine Zoll- und Quarantäneplagen; denn die ganze Fahrt wurde unter englischer Flagge zurückgelegt. Die 21,273 Seemeilen umfassende Fahrt dauert 73 Tage, natürlich wenn nirgends Verspätungen vorkommen und überall die Anschlüsse erreicht werden. Will man die Weltreise noch abkürzen, dann fährt man mit einem Schnelldampfer nach New-York und dann mit der Bahn nach Montreal; damit gewinnt man einen Tag. Bei der Rückreise wählt man den Weg von Colombo ab über Brindisi nach England mit der Eisenbahn durch Italien zc. und erspart acht Tage. Auf diese Weise können im Ganzen neun Tage abgerechnet, das heißt die Reise um die Erde in 64 Tagen bewerkstelligt werden.

## Weiteres.

\* [Kasernenhofblüthe.] Unteroffizier: „Kerls, ich sage Euch, flink müßt Ihr sein, wie das Wiesel! Gerade für die Bedienungsmannschaft beim Geschütz ist Schnelligkeit ein Conditor sine Kanon!“

---

Verantwortlicher Redacteur: George Spizer  
in Eibing.  
Druck und Verlag von S. Gaarz  
in Eibing.